



Die Generation Y will nicht einfach unterhalten werden. Sie geht ihren eigenen Weg

Sie sind großartig!

Die neuen Studenten starren unentwegt aufs Smartphone und interessieren sich nur für sich selbst? Das ist Unsinn, findet der Dozent **CHRISTIAN SCHÜLE**

Das akademische Halbjahr ist zu Ende gegangen, vier weitere Monate Lehre und Begegnung mit Studentinnen und Studenten zwischen 20 und 28 Jahren liegen hinter mir, und abermals kann, muss und will ich sagen: Die Jugend ist großartig! Die Frauen und Männer, die meine kulturwissenschaftlichen Seminare an der Universität der Künste Berlin aufsuchen, sind zum größten Teil intrinsisch motiviert, politisch interessiert, leidenschaftlich diskursiv, wach, mitteilungsfreudig, meinungsstark, selbstbewusst. Für mich ist das ein so erheblicher wie erfreulicher Erkenntnis-Effekt, war ich doch, als ich vor zwei Jahren zum ersten Mal meinen Seminarraum betrat, auf alles gefasst. Ich hatte mit lässigen Zuspätkommern gerechnet, mit auf den Tisch gelegten Tablets, mit fest in Händen gehaltenen Smartphones, mit nach unten gesenkten Köpfen und auf Displays starrenden Augen. Ich hatte mich eingestellt auf Vertreter einer Kohorte an Bachelorabsolventen, die nach Meinung vieler Kritiker kein oder wenig Interesse an geistiger Auseinandersetzung und intellektuellem Diskurs haben und mit entweder erzwingener oder erworbener Cleverness schauen, wie sie bei möglichst geringstem Widerstand geschickt durchs Semester surfen, um möglichst aufwandsfrei ihre nötigen Leistungspunkte zu sammeln.

Hinter allen Überlegungen stand und steht ja immer die Frage: Wer kommt da auf Deutschland zu? Lässt sich mit dieser Generation Y künftig Staat machen? Das scheint mir, weltgeschichtlich betrachtet, gerade heute unerhört wichtig zu sein, da die Universität eines der letzten vor Entertainment-Idiotie, Quotendruck, Gewinnerkultur und Oberflächenpolitik geschützten Reservate ist (sein soll und sein muss) – um Wissen abzusichern, Gegenwart zu hinterfragen, Diversität zu denken, historische Sensibilität auszubilden und den Mut zu konstruktiver Kreativität in Zeiten zu lehren, da Meinungsgebrüll und Populisten-Schlichtheit immer mehr Köpfe beherrschen. Geht es heute nicht vor allem darum, an einem neuen Humanismus zu arbeiten? Sind konstruktiver Ein- und Widerspruch dafür nicht die wichtigste Ressource? Und wo sonst außer an den Universitäten könnte Kritikfähigkeit noch ökonomisch ungestört eingeübt werden?

Zu Beginn jedes Seminars bitte ich erstens um das ›Sie‹, weil man sich intellektuelle Nähe und persönliche Vertrautheit erst gemeinsam erarbeiten muss und nicht voraussetzen soll – es geht ja um die Sache, nicht um Kumpanei. Zweitens bitte ich darum, Handys im Rucksack zu lassen, und beides klappt von Anfang bis Ende des Semesters. Jedes Mal ist von der ersten Minute an tatsächlich eine hohe Aufmerksamkeit zu spüren, als warten die Teilnehmer geradezu auf Anregungen zur Auseinandersetzung. Kontaktscheu gibt es nicht, von Hierarchie-Scham ist nichts zu merken – was gleich zu Beginn meines ersten Seminars übrigens zu folgender Szene führte: In einem sich gelehrt aufschwingenden Monolog umriss ich die Mythologie des Sündenbocks, plötz-

lich – und ohne durch ein »Entschuldigung« eingeleitet – unterbrach mich Teilnehmer N. brüsk mit der Frage: »Was haben Sie eigentlich für ein Menschenbild?« Bämm! Stille. Ja, was habe ich für ein Menschenbild? Ich sollte mich erklären? So war es, und schon waren wir ohne Umschweife mitten in der Diskussion um die Würde des Menschen und die Entstehung von Gewalt. Früh zeigte sich ein Muster, das alle Semester hindurch zu identifizieren sein würde: Die jungen Frauen und Männer, egal welcher Herkunft, sind überaus sensibel für faschistische und rechtsextreme Tendenzen, kennen sich in puncto Pegida und AfD aus, argumentieren idealistisch, oft universal-moralisch und gern noch sozialistisch, immer aber fundiert und auf Augenhöhe mit der Faktenlage. Ich bin verblüfft, wie schnell, hartnäckig, geduldig und zahlreich Wortmeldungs-wünsche signalisiert werden. Ich bin erstaunt, dass man einander ausreden lässt und aufeinander eingeht.

Sie wollen senden, nicht empfangen. Direkt, schnell, unmittelbar

Womöglich ziehen Kulturwissenschaften einen anderen Schlag Student an, als Jura, BWL, Politikwissenschaft oder Germanistik es tun, und womöglich sind Studenten der Universität der Künste per se und von vornherein eher an Kommunikation, Metamorphose und Dialog interessiert. Andere Dozenten in anderen Studiengängen werden von gegenteiligen Erfahrungen berichten und womöglich stöhnen, Studenten seien konformistisch, lethargisch, uninspiriert, desinteressiert, unwissend, profillos. Dass Absolventen eines germanistischen Studiums weder die Klassiker kennen noch, wenn sie sich in Verlagen um Praktika oder Lektoratsstellen bewerben, ein Buch außer *Harry Potter* gelesen haben, habe ich ebenso gehört wie die Klage, Erstsemester beherrschen weder Rechtschreibung noch Grammatik, hätten enorme Bildungslücken und ohnehin nichts weiter im Sinn als Weltbildbestätigung in den digitalen Echokammern der Facebook-Crowd. Sie würden deshalb ein Vier-Stunden-Seminar am Freitagnachmittag über »Freiheit und Revolte« oder »Politische Romantik« kaum durchstehen.

Nichts davon kann ich bestreiten, aber für meine Seminare gilt das nicht. Ich verbeuge das nicht als Leistung des Lehrbeauftragten, sondern rechne es der Jugend zu. Sie ist anders, als Studenten es vor zwanzig Jahren waren. Inwiefern? Ich würde sagen, die Frauen und Männer der Generation Y wollen senden, nicht empfangen. Direkt, schnell, unmittelbar. Womöglich sind sie stark von neuen Gratifikationsstrukturen geprägt: Ich bekomme Likes, also bin ich. Es sind Feedback-Individualisten, die im unmittelbaren Reiz-Reaktions-Schema der digitalen Kommunikationskultur aufgewachsen sind. Die generelle Kurzatmigkeit der Gegenwart, die in anderen gesellschaftlichen und ökonomischen Kontexten zu Schnappatmung, Quartalsfetischismus und seelischer Überlastung führt, bringt bei der nächsten Generation, so behaupte ich, durchaus kreative Ungeduld hervor.

Das hat Auswirkungen auf das Leseverhalten. Einer der Hauptvorwürfe gegen Studenten geißelt deren vermeintliche Lese-faulheit. Meiner Erfahrung nach lesen Studenten heute vielleicht weniger, ja, aber nicht schlechter. Sie lesen anders. Nicht mehr der vorab verteilte Reader mit einer Liste kanonischer Werke der Philosophie, Soziologie oder Anthropologie für ein einziges Seminar scheint sinnvoll und zielführend zu sein, sondern thesenbezogene Ausschnitte und Passagen aus ebenjener Literatur, deren Kontexte man sich in der Auseinandersetzung mit der Gegenwart erarbeitet. Das führt selten zu Gelaber, sondern – wird es richtig moderiert – zu profundem und ergebnisoffener Reflexion.

Meine Tutoren scannen Passagen über das jeweils in der nächsten Sitzung zu behandelnde Thema im Umfang von fünf und dreißig Seiten und verschicken die Scans von Woche zu Woche. Oft besorgen sich einige bis viele Teilnehmer das entsprechende Buch nach der Sitzung, manche kaufen es auch vorher, zu sehen sind dann neongelbe und neonpinke Post-its. Sind das Einzelfälle? Mag sein, aber ich würde lieber von einer anderen Mentalität sprechen. Kein Mensch ist weniger diskursiv, weniger klug oder weniger interessiert, wenn er auf Extrakt und Substanz hin liest. Es mag dadurch Kontextualität verloren gehen; das kann, muss aber nicht sein, weil man sich Kontext und Kontinuität auch anders erarbeiten kann. Die Leute von heute haben keine oder immer weniger Zeit zu lesen, weil sie das Produkt ihrer sozioökonomischen und technologischen Umstände sind: Zeitverdichtung, Beschleunigung und Hochfrequenz. Müsstensich aber nicht gerade nachwachsende Geistesarbeiter diese Zeit nehmen? Darf man so sehen. Aber die Anreiz-Struktur des Lernens ist eine andere. Wichtiger als Lektüre ist Diskussion. Zweifelslos ist Reden bequemer als Lesen, und inwieweit gute Diskussionen ohne vorherige Lektüre denkbar sind, ist eine berechtigte Frage. Doch die Fähigkeit zur direkten Antwort, zur schnellen, originellen, gut begründeten Replik ist ebenso erstaunlich wie die umfassende Kenntnis des Gesamtwerks von Hegel oder Habermas.

Wer das Mindset der Millennials nicht versteht, wird die nächste Generation falsch beurteilen. Meiner Einschätzung nach stecken deren Vertreter in einem Zwiespalt. Die Ambivalenz der soziokulturellen Entwicklung seit 1980 hat zu einem gesteigerten Selbstwertgefühl extremer Ichlinge bei gleichzeitig wachsender Verunsicherung mit großen Geborgenheits-Sehnsüchten geführt. Einerseits kennen wir die Berichte von Studenten aller Fakultäten über gestiegenen Leistungsdruck, über Versagensängste und Perspektiven-Pessimismus; wir kennen Äußerungen über Ritalin und Amphetamin zur Konzentrationssteigerung, und ich möchte mir nicht zu beurteilen anmaßen, ob ein Studium heute tatsächlich härter und druckvoller ist als vor zwanzig Jahren oder ob Studenten dieser Tage verweichlichte, kaum belastbare Kurzstrecken-Kommilitonen sind, die Probleme mit Disziplin, Nachhaltigkeit und Einsatzbereitschaft haben. Ich vermute Ersteres. Andererseits ist mein Eindruck, dass viele der Nachkommenden Leistungs- und Optimierungsdruck, Ego-

ismus und Karrierismus nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus Gründen der Werthaltung ablehnen. Das vollzieht sich nicht im ethisch luftleeren Raum, denn die Wertewandelforschung teilt uns ja mit, dass die Normen »Weiterentwicklung, Selbstbestimmung und Kooperation« die Normen »Stabilität und Effizienz« mittlerweile ersetzt haben.

Sie stellen Fragen, üben das Debattieren und reproduzieren keine fertigen Antworten

Ich empfinde die jungen Mitbürger, die mir an der Universität zum Eigenstudium zur Verfügung stehen, letztlich als großartig, weil sie mir, dem Lehrbeauftragten, respektvoll widersprechen. Weil sie sich regen und dem Stereotyp, in das sie pauschal gepresst werden, pauschal nicht entsprechen. Weil sie sich anregen lassen, Artikel aus mir unbekanntem Zeitungen, Netzwerken oder Magazinen auftreiben und einander zuschicken. Weil sie Fragen stellen, das Debattieren einüben und keine fertigen Antworten reproduzieren. Weil sie trotz Leistungspunkt-Anforderungen und Praktikums-Notwendigkeiten vier Stunden am Stück konzentriert am Ball sind, Referate vorbereiten und halten und für zwei Creditpoints fünf- bis zehnteilige

Essays schreiben. Weil sie klug genug sind zu wissen, dass sie als Studenten der Künste, der Musik, Architektur, Bühnenbilderei und Visuellen Kommunikation es nicht leicht haben werden auf einem Arbeitsmarkt, der nach iOS-Programmierern, Produktentwicklern und Windkraft-Ingenieuren lechzt.

Ich will all das nicht verklären. Vermutlich war es schon immer so – und genau das beruhigt mich: dass es eben noch immer um Niveau und Diskurs geht, um Kritik und Differenz, trotz einer für Intellektualität zunehmend feindseligen Umgebung. Wenn es uns um humanistische Persönlichkeiten für eine umfassende Reproduktion von Sinn, Wert und Kultur gehen sollte, da es künftig immer stärker auf Zivilität und Sozialität ankommen wird – dann sollten wir froh sein über junge Menschen, die viel wissen, selbst denken und streiten wollen. Da ist eine gute Generation unterwegs, die womöglich mehr verstanden hat als die über sie urteilenden Generationen vor ihr.

Christian Schüle, 46, ist Lehrbeauftragter an der Universität der Künste Berlin und Autor von Sachbüchern und Romanen. Vorher war er Redakteur im Dossier der ZEIT

www.zeit.de/audio




International und praxisnah studieren

Semesterstart: 15. September 2017

» Jetzt einschreiben!

European Management
Bachelor of Arts (B.A.) – 7 Semester – ohne NC

European Business & Psychology
Bachelor of Science (B.Sc.) – 7 Semester – ohne NC

Studienorte:
Düsseldorf | Essen | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart

Beratung unter:

☎ 0800 1 97 97 97 ✉ studienberatung@eufom.de

eufom European School for Economics & Management - eine School der FOM Hochschule